

Haben Sie darunter gelitten, in einer kirchenfeindlichen Umwelt Pfarerstochter zu sein, und hatte das darin liegende Besondere nicht sogar einen prägenden Reiz?

Ich denke, beides ist richtig. Sie haben als Kind immer Phasen, wo Sie es auch mal als Beschwernis empfinden, dass Sie immer in besonderer Weise angeschaut oder angesprochen werden. Diese Phasen waren aber viel kürzer als die Phasen, in denen ich völlig mit mir im Reinen war und oft gemerkt habe, dass andere Mitschüler durchaus neugierig waren. Ich hab auch nie darunter gelitten, deshalb keine Freunde zu haben. Also unterm Strich: Diese Phase war viel positiver als dass sie beschwerlich war.

Gab es in Ihrer Schulklasse politisch unterschiedliche Haltungen und Reaktionen oder auch aus politischen Gründen so was wie Gruppenbildungen?

Sicherlich ab der 7./8. Klasse. Zum Beispiel beim Einmarsch der Sowjetarmee damals in die Tschechoslowakei 1968 – das war das Schuljahr, in dem ich in die 8. Klasse kam –, da war vollkommen klar, dass es eine Gruppe sehr unpolitischer Schüler gab, wenige, die wirklich von dem offiziellen Kurs überzeugt waren, und eine kleinere Gruppe, die schon damals sehr ausgeprägt kritisch zur DDR war und dann auch genau wusste, was man in der Schule sagen darf und soll, ohne sich nun vollkommen zu verraten, und was man sagt, wenn man untereinander ist.

Und wie war die Reaktion auf den Einmarsch in die Tschechoslowakei?

Das war meine erste Erfahrung, wo Lehrer – ich weiß gar nicht mehr, welche Lehrer das waren – teilweise sehr hart reagierten. Es wurde ganz klar, dass keinerlei Sympathiekundgebungen mit den Prager Demonstranten geduldet wurden. Ich war mit meinen Eltern in dem Jahr im Riesengebirge auf der tschechischen Seite in Urlaub gewesen und hatte deshalb auch sehr viele persönliche Erlebnisse

vom Dubček-Aufbruch. Es war vollkommen klar, dass die Lehrer alles unterbunden haben, wenn man davon erzählt hat. Die Bewegung von Dubček sollte und durfte nicht sympathisch erscheinen. Und diejenigen, die älter waren, die schon auf der Erweiterten Oberschule waren, wurden zum Teil sehr hart rangenommen. Es gab auch Schulverweise, aber das war in den jüngeren Klassen.

Wie lautet Ihr Konfirmationsspruch und welche persönliche Bedeutung hat dieser für Sie?

Mein Konfirmationsspruch lautet: »Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe. Diese drei. Aber die Liebe ist die größte unter ihnen.« (1. Korinther 13, 13). Ich habe mir den damals selber ausgesucht und ich finde, dass in diesem Spruch zum Ausdruck kommt, dass die Hinwendung der Menschen zueinander oder eines Menschen zu einem anderen eigentlich das ist, was das Leben prägen sollte, nicht Abneigung oder immer das Schlechte, sondern das Gute im Menschen suchen. Das war auch immer meine Lebensmaxime.

Die Frage, die Ihnen schon häufiger gestellt wurde: Warum wollten Sie nicht den Weg Ihres Vaters gehen und Theologie studieren?

Ja, Sie könnten genauso fragen, warum ich nicht den Weg meiner Mutter gehen und Lehrerin werden wollte? Denn der lag mir sogar fast näher. Man kann sich ja für einen Weg seiner Eltern entscheiden. Ganz ehrlich gesagt: ich hab den Beruf meines Vater immer schön gefunden, aber ich hab es auch angenehm empfunden, als Christ außerhalb des amtlichen Christentums tätig zu sein. Sehr viele Pfarrerskinder wurden Theologen. Sie studierten Theologie, weil sie zum Beispiel kein Abitur machen konnten. Wenn ich Pfarrer geworden wäre, hätte ich das aus eigenem Impetus heraus gemacht, und da war mir die Berufswahl meiner Mutter innerlich näher.

Jetzt kommen wir zur Phase des Studiums: Welches Ereignis hat Sie in dieser Zeit besonders geprägt?

Das Studium war zunächst der erste bewusste Schritt weg von zu Hause. Ich hätte ja sehr viel heimatnäher in Berlin studieren können.

Ich wollte das aber nicht, sondern ich wollte gerne ein Stück weiter weg und auch selbstständig werden. Mich haben damals im Grunde verschiedene Aspekte geprägt. Das eine ist das harte Lernen im Physikstudium – ich hatte mich in der Schule nicht so anstrengen müssen, aber das Physikstudium hat mich durchaus an die Grenzen meiner Erkenntnisfähigkeit gebracht. Ich war keine schlechte Studentin, aber ich musste oft auch viel arbeiten. Zweitens war für mich die Evangelische Studentengemeinde prägend. Das war der Ort, an dem man auch sehr viel Freiheit hatte und auch gute Diskussionen, dies fakultätsübergreifend, führen konnte. Eines der für mich prägendsten Erlebnisse war ein Wochenende auf Schloss Mansfeld mit Reiner Kunze zusammen, der nach der Biermann-Ausweisung während meines Studiums eine sehr große Rolle spielte. Er verließ dann später selber die DDR. Er sprach ganz leise und war erkennbar bedrückt, aber trotzdem wiederum voller Hoffnung. Und das Dritte war natürlich, dass ich meinen damaligen Mann kennen lernte, also zum ersten Mal auch eine feste Bindung eingegangen bin. Und damit ändert sich ja auch das eigene Leben.

Kommen wir gleich zu Biermann: Besaßen Sie Schallplatten von Wolf Biermann? Vermutlich ja. Wie haben Sie auf seine Ausbürgerung reagiert?

Schallplatten habe ich nicht gehabt, wir hatten Tonbänder. Das war damals das Medium. Man hat sich praktisch immer alles weiter überspielt. Schallplatten hätte man ja aus dem Westen haben müssen. Als Biermanns Ausbürgerung kam, hatten wir alle einen unendlichen Schock. Wir haben das nicht erwartet und es hat ja dann auch eine Welle weiterer Ausbürgerungen und Ausreisen nach sich gezogen. In Leipzig herrschte an der Physik-Sektion eigentlich ein vergleichsweise liberales Klima. Wir wurden da nicht weiter indoktriniert zum Fall Biermann, aber einmal zusammengerufen. Das war ernüchternd. Wir hatten ja der DDR sowieso nichts Gutes zugetraut, aber ich war dann doch immer wieder überrascht, was tatsächlich möglich war.

Sie wurden von der FDJ zusammengetrommelt oder von wem?

Wir hatten Seminargruppendozenten, die verantwortlich waren, wenn etwas Außergewöhnliches passierte. Der hat uns dann einen gewissen Vortrag gehalten. Ihm war erkennbar auch ein bisschen unwohl.

Sie waren an der Hochschule zwar in der FDJ, aber wie Sie eben auch sagten, in der Evangelischen Studentengemeinde. Nun wurde Ihnen dort das Angebot gemacht, Vertrauensstudentin zu werden. Können Sie etwas dazu und auch zum Leben in der ESG sagen?

Ich habe das Angebot einer Vertrauensstudentin damals nicht angenommen, weil unser Studium relativ anspruchsvoll war, also nicht, weil ich nicht wollte. Ich hatte noch »Nebenbetätigungen« in unserer Seminargruppe. Wir haben immer Disco gemacht. Die männlichen Kommilitonen haben selber ihre Verstärker und Anlagen aufgebaut und ich habe da als »Bardame« mitgemacht. Man konnte sich nur eine gewisse Zahl von Nebenbeschäftigungen erlauben – und Vertrauensstudentin zu sein, hätte mich mindestens ein Semester sehr gebunden, was mit dem Physikstudium für mich nicht so einfach zu vereinbaren war. Die ESG war ein Ort des geistigen Austausches und Auftankens. Das Studium war bei uns sehr fakultäts- oder wie es damals hieß – sektionsbezogen. Diese Sektionsbezogenheit hat mich im Grunde allenfalls mit Leuten zusammengebracht, die noch im gleichen Studentenwohnheim wohnten. Für mich war die Studentengemeinde eine gute Möglichkeit, beispielsweise mit Theologiestudenten oder Geschichtsstudenten zu sprechen, natürlich dort auch Vorträge zu hören oder zu diskutieren. Allerdings wurden die gelegentlich prägenden Diskussionen dort wiederum nur in den kleineren Gruppen geführt und nicht vor hundert Mann. Da waren natürlich immer hinreichend viele Spitzel dabei. Aber es war eine sehr angenehme Atmosphäre, eine andere Atmosphäre als in der Sektion. Ich habe ab und zu an Wochenendtagungen teilgenommen, so wie ich es von zu Hause oder auch von der Jungen Gemeinde her kannte.

Wie sah das Leben in der ESG aus? Wie viele Studenten waren denn damals an solchen Aktivitäten beteiligt? Es war ja immerhin ein Bekenntnis, das in einem atheistischen Staat nicht selbstverständlich war.

An Wochenenden hatten die immer eher zu viele Teilnehmer als zu wenig. Vielleicht waren so achtzig, hundert Leute dabei. Und zu den Abendveranstaltungen, die sie ja zweischichtig gemacht hatten – ich bin immer donnerstags dorthin gegangen – kamen sicherlich 100 bis 150 Leute.

Die nächste Frage bezieht sich auf die Akademie der Wissenschaften: Welche Ereignisse an der Akademie der Wissenschaften haben Sie am meisten geprägt?

Im Vordergrund stand auch dort die Arbeit. Für mich war das dann wieder ein weiterer Schritt in die Selbstständigkeit. Ich habe in einer theoretischen Arbeitsgruppe gearbeitet. Meine Arbeit begann damit, dass vor mir ein Buch lag, das ich mir durchlesen sollte. Danach sollte ich mich mit einer Kollegin, die Experimente machte, dazu austauschen und ihre Experimente durch Rechnungen interpretieren. Ich konnte mich nicht an ein bestehendes Forschungsprojekt anschließen, sondern es wurde praktisch ein neues Forschungsprojekt kreiert, so dass ich auch relativ lange zur Promotion gebraucht habe. Ich musste mir sehr, sehr viel selber erarbeiten. Besonders prägend waren für mich die Prag-Aufenthalte, ich war dreimal, viermal bei Professor Rudolf Zahradnik. Er ist ein sehr beeindruckender Mensch und hat mich auch in vielen Dingen sehr geprägt. Zum Sozialismus sagte er: Dieses Experiment wird nie gelingen, aber das ist noch nicht allen klar und deshalb müssen wir jetzt noch eine Weile damit leben. Er hatte also eine abgeklärte Distanz zum Sozialismus und das war für mich durchaus prägend. Prägend waren auch die internationalen Konferenzen. Ich durfte ja nicht ins westliche Ausland reisen, aber hatte oft Konferenzen, an denen westliche Ausländer teilnahmen, in Polen oder in der Tschechoslowakei oder in der DDR. Dabei habe ich auch sehr gute Freunde kennen gelernt.

Kommen wir jetzt zu den mehr politischen Fragen: Wie würden Sie Ihr politisches Weltbild in dieser Zeit beschreiben? Da Sie ja innerlich kritisch zum DDR-Regime standen, haben Sie über Alternativen, auch vielleicht systemimmanente Alternativen zum real existierenden Sozialismus nachgedacht? Und wenn ja, wie sahen diese Alternativen konkret aus?

Ich habe damals mit einer Gruppe von Freunden das Buch von Bahro ›Die Alternative‹ relativ wissenschaftlich studiert. Wir hatten uns mehrere Abende zusammengesetzt und über einzelne Kapitel diskutiert. Ich weiß noch genau, dass mich die Analyse total fasziniert hat. Bahros Alternativen aber waren eine romantisch-sozialistische Utopie. Und da war ich, von den vier Leuten, die sein Werk studiert hatten, diejenige, die mit seinen Theorien überhaupt nichts anfangen konnte und ihn schärfstens kritisierte. Sicherlich wusste ich damals nicht, wie ich mir die Welt vorstelle. Man ist ja beim Denken auch immer wieder stecken geblieben. Es hat sich ja auch nicht praktisch aufgedrängt, dass man sofort wissen musste, wie man die Welt gestalten möchte. Aber für mich waren immer nur handfeste politische Systeme etwas. Dazu gehörten eben auch ein Grundvertrauen in die Struktur von Volksparteien und ein gewisses Misstrauen zu den – sagen wir mal – sehr basisdemokratisch organisierten Formen. Im Grund hatte ich außerdem immer eine zwar nicht richtig ausgesprochene, aber doch vorhandene geistige Sympathie für Soziale Marktwirtschaft.

Sie hatten Kontakt zu Robert Havemann. Und auch die Frage des Dritten Weges der Konvergenztheorie spielte ja damals im Osten wie im Westen eine große Rolle, dass die beiden Systeme irgendwie systemimmanent zusammenwachsen würden.

Über Havemann haben wir oft gesagt: Er ist Dissident und ein mutiger Mann, doch von seinen Visionen war ich nie begeistert. Manche haben gesagt, er sei eben doch eigentlich ein Kommunist, zumindest im guten intellektuellen Sinne. Ich habe gegenüber dem Konvergenzdenken immer eher Skepsis gehabt.

Aber war nicht Ihr Umfeld von einem Dritten Weg, von so etwas wie einem Sozialismus mit menschlichem Antlitz als Zielsetzung ausgegangen? Hat Sie während Ihres Studiums dieses Denken nicht auch ein Stück weit mit erfasst?

Ich will hier jetzt nicht als der Besserwisser dastehen, aber ich habe mich zum Beispiel auch viel mit meinem Vater darüber unterhalten und von einem Dritten Weg, von einem Sozialismus mit menschlichem Antlitz, nie etwas gehalten.

Aber was hat Ihr Vater denn dann dazu gesagt?

Das hat immer spannende Diskussionen gegeben. Mein Vater ist jemand, der anders argumentierte als ich. Er war aber damals zum Beispiel von der lateinamerikanischen Befreiungstheologie sehr begeistert, wie auch sicherlich von dem Versuch Dubčeks, in der Tschechoslowakei etwas zu bewegen, er ging also idealistischer an die Sachen heran. Das waren immer spannende Diskussionen in meiner Familie.

Nochmals zur Akademie der Wissenschaften: Welche Persönlichkeiten Ihres Umfeldes haben Sie damals besonders geprägt?

Da ist zunächst »Utz« Havemann zu nennen, Stiefsohn von Robert Havemann. Er hat mir sehr viel Einblick in die Kreise um Havemann gegeben, die ich von Haus aus nicht kannte. Ich wusste immer, wann wo welcher Schriftsteller welche Lesung hielt, und es war ein gutes Miteinander. Ich hatte einen immer sehr gut informierten Zimmerkollegen, ein SED-Mitglied, mit dem ich auch sehr viel gesprochen habe. Es hat sich später jedoch herausgestellt, dass er inoffizieller Stasi-Mitarbeiter war. Und dann gab es prägende Persönlichkeiten am Institut, vor allem Professor Radeglia. Es gab also durchaus sehr aufrechte Leute, die erkennbar keine Karriere machen konnten, aber fachlich einfach sehr gut waren.

Während Ihrer Schulzeit, aber auch an der Akademie der Wissenschaften haben Sie sich intensiv mit der Politik der Bundesrepublik auseinandergesetzt. Gab es für Sie damals einen westdeutschen Lieblingspolitiker?

Ich habe verschiedene Phasen durchlebt. Ich habe zum Beispiel die legendäre Bundespräsidentenwahl von Heinemann mit einem Radio auf der Schultoilette verfolgt. Ich war damals für Heinemann. Da war ich in der 8. Klasse. Auch Willy Brandt war für uns eine wichtige Persönlichkeit. Und Franz Josef Strauß hat mit seinem Milliardenkredit die ostdeutschen Gemüter sehr beschäftigt. Helmut Kohl ist in mein Blickfeld im Grunde erst bei dem Besuch von Honecker getreten. Sie müssen Folgendes wissen: Während des Studiums konnten wir praktisch kein Westfernsehen sehen. Die Jahre 1973 bis 1978 sind für mich fernsehtechnisch deshalb ziemlich gelöscht, außer irgendwelchen Fußballspielen. Nachher konnte ich wieder mehr Westfernsehen sehen.

Aber Helmut Kohl, als er an die Politik kam: Haben Sie damals gedacht, dass dann deutschlandpolitisch die Eiszeit ausbrechen würde?

Ich habe Reagans Weg immer für richtig gehalten. Ein einziges Mal in meinem Leben habe ich aber gedacht, dass er jetzt vielleicht doch zu weit gegangen ist. Das war in Reykjavik das Treffen mit Gorbatschow und Reagan, das sehr kühl endete. Damals ging der Parteisekretär durch alle Zimmer des Instituts und sagte, es bestünde eine große Gefahr, dass jetzt Krieg losbrechen würde. Als ich dann nach Hause gekommen bin, hat mein jetziger Mann zu mir gesagt, ich solle mir mal jetzt keine Sorgen machen. Mit Gorbatschow müsse man hart verhandeln, das sei alles o.k. Ich habe die Nachrüstung auch richtig gefunden. Vor allen Dingen habe ich es als eine unglaubliche Bedrohung empfunden, also richtig als eine Selbstbedrohung, als die Erfassungsstelle für DDR-Unrecht in Salzgitter geschlossen werden und die DDR-Staatsbürgerschaft anerkannt werden sollte. Mir war aus meinen Reisen in die Tschechoslowakei klar: Die Tschechen konnten zwar überallhin reisen, aber nirgendwo bleiben, falls sie dort nicht die Staatsbürgerschaft erhielten. Das war unser großer Vorteil als Deutsche aus der DDR.

In Ihrem Dienstzimmer in der Fraktion hängt ein Portrait Konrad Adenauers. Konnten Sie mit ihm damals positiv etwas anfangen oder war er in Ihrer Sicht, wie bei vielen DDR-Bürgern, so etwas wie ein Spalter Deutschlands?

Adenauers Amtszeit war zu Ende, als ich in die Schule kam. Insofern habe ich mich jetzt nicht mein ganzes Leben lang mit Konrad Adenauer beschäftigt. Ich hatte aber den Eindruck, dass durch seine Kanzlerschaft für Deutschland die richtigen Weichenstellungen vorgenommen wurden. Ich habe die Teilung als etwas von der Sowjetunion verursachtes Ungerechtes empfunden.

Haben Sie gehadert, im Osten Deutschlands gelebt zu haben? Sie sind ja in Westdeutschland geboren.

Ich habe mich viel damit auseinandergesetzt, allein schon, weil meine Mutter oft mit mir darüber gesprochen hat. Und es war dann so, dass jährlich meine Cousinen mit ihrer Tante kamen, also mit der Schwester meiner Mutter. Ich habe die Sommerferien immer zum Vergleich genutzt und geschaut, ob Kinder im Westen glücklicher sind als im Osten. Ich bin für mich eigentlich zu einer befriedigenden Bilanz gekommen. Deren Eltern haben auch mal geschimpft und waren auch mal nervenschwach. Die Kinder hatten zwar Sachen, die ich nicht hatte, aber wir hatten Wälder und Seen – und sie haben sich bei uns immer sehr wohl gefühlt. Unter dem Strich, aus der Kinderperspektive: ich bin nicht verhärtet zurückgeblieben, sondern habe mir gedacht, du hast es eigentlich auch gut. Ich glaube, dass das heute noch ein Punkt ist, der mir auch ein gutes Selbstbewusstsein gibt. Nicht irgendwie dauernd darüber zu spekulieren, was mir alles verloren gegangen ist, sondern eigentlich froh zu sein, auch unter schwierigen Bedingungen.

Haben Sie aber nicht trotzdem gelegentlich Ihrem Vater Vorwürfe gemacht, dass er Sie sozusagen zwangsweise, ohne Ihren Willen in die DDR verbracht hat?

Nein, Vorwürfe habe ich ihm nicht gemacht. Ich habe aber in Gesprächen mit meinen Eltern für mich immer reklamiert, dass ich mir

die Freiheit nehmen würde, wenn ich in der Bredouille bin, umgekehrt in den Westen auszureisen. Ich habe keine Aufgabe für mich darin gesehen, in der DDR zu sein. Ich habe meinen Eltern gesagt: Ihr habt eure Entscheidung getroffen, die ich auch in Ordnung fand, denn ich konnte verstehen, dass Christen in der DDR auch Pfarrer brauchen, das ist eine Aufgabe. Aber ich habe für mich daraus gar nicht abgeleitet, dass ich in dieser Tradition irgendwie auch eine Aufgabe in der DDR finden muss.

Sie bringen sich mit dem Begriff der Renitenz in Verbindung⁸³⁴. Wie renitent waren Sie in praxi gegenüber dem DDR-System?

Ich habe mein Leben so geführt, dass ich wirklich keine aktive Widerstandskämpferin war, den Eindruck habe ich auch nie erweckt. Ich habe aber, glaube ich, klug agiert und entschieden, mich nicht über die Maßen zu verbiegen. Das implizierte aber, dass ich an manchen Stellen auch geschwiegen habe, wo man mühelos gegen den Stachel hätte locken können oder aus Sicht mancher auch hätte müssen.

Zur Renitenz: »Renitent« bedeutet, sichtbar seinen Protest zum Ausdruck zu bringen.

Ganz trivial: Als Schüler hatte man, wenn man keine Jeans anziehen durfte, aber trotzdem welche getragen hat, schon sehr vieles ausprobiert und durchaus Probleme bekommen. Ich bin auch mal aus der Marxismusvorlesung rausgeflogen, weil ich dort statt Marxismus meine Physikübungsaufgaben gemacht habe. So habe ich bestimmte Zeichen an den Tag gelegt, aus denen man mangelnde Begeisterung herauslesen konnte. Trotzdem war ich keine Widerstandskämpferin. Leichte Provokation, das hat mir zuzeiten Spaß gemacht, um die eigene Seele zu befriedigen und keine Magengeschwüre zu bekommen.

Und »Schwerter zu Pflugscharen« lag Ihnen nicht?

Manchmal bin ich zu den Friedensmessen von Rainer Eppelmann gegangen, der Pfarrer in der Samariter-Kirche war. Ich bin da hingegangen, weil ich fand, dass es ein Zeichen gegen die DDR war, aber

es war nicht meine politische Welt; auch nicht die Anti-Atom-Bewegung oder die »Schwerter zu Pflugscharen«. Wenn ich dennoch dort auftauchte, dann um zu zeigen, dass ich auch gegen die DDR bin.

Wie viele Westreisen haben Sie gemacht?

Ich habe zu Zeiten der DDR nur eine gemacht.

Zwei, nach meiner Kenntnis.

Wenn Sie es ganz genau nehmen, haben Sie Recht, wobei die zweite schon ganz zum Ende der DDR war, und zwar meiner Erinnerung nach am 4. November 1989, also fünf Tage vor der Öffnung der Mauer und Wochen nach der Öffnung der Grenzen in Ungarn und Prag. Meine Tante Emmi, eine Großtante, feierte ihren 75. Geburtstag in Hamburg.

Ich hörte, dass Sie bei der zweiten Reise in Karlsruhe waren.

Richtig, ich war auch in Karlsruhe und nicht nur in Hamburg. In Karlsruhe war mein jetziger Mann, der seine erste Westreise an die Uni in Karlsruhe machen konnte. Da war ein Professor, den ich auch schon 1986 bei meiner ersten Reise in Karlsruhe besucht hatte.

Stichwort Wahlen in der DDR: Ich gehe davon aus, dass Sie daran teilgenommen haben, vermutlich auch an den Kommunalwahlen von 1989. Mit welchem Gefühl haben Sie sich denn damals an den Wahlen beteiligt?

Ich bin immer in die Wahlkabine gegangen und habe meine Kreuze auch so gemacht, wie ich es für richtig hielt. Mit welchem Gefühl? Mit dem Gefühl, dass man jetzt zu der kleinen Minderheit gehört, die nicht offen wählte, sondern in eine Wahlkabine ging. Als ich Kind war, musste ich an die Tür gehen, wenn die Wahlhelfer klingelten und fragten, ob meine Eltern nicht gleich hier mit der sog. fliegenden Wahlurne abstimmen wollten. Ich sagte, meine Eltern entschieden später, ob sie gingen oder nicht. Sie machten gerade Mittagsschlaf. Das war ja eine offene »bürgerliche Unsitte«. Und insofern waren wir

auf dieses Katz- und Maus-Spiel eingestellt. Ich selbst habe also später daran teilgenommen, bin in die Wahlkabine gegangen und habe die Wahlen natürlich trotzdem für eine Farce gehalten.

Zur Wendezeit, zu Ihrem Engagement im Demokratischen Aufbruch: Wann traten Sie diesem bei? Und: hatten Sie Ihr Engagement im DA mit Ihrer Familie, Vater, Mutter, Geschwistern besprochen und was war Ihr leitendes Motiv zu diesem Engagement?

Besprochen hatte ich es nicht. Ich war ja erwachsen. Ich näherte mich dem 35. Lebensjahr. In den Demokratischen Aufbruch bin ich im Dezember 1989 eingetreten, den Tag kann ich nicht mehr sagen. Hingekommen bin ich dadurch, dass mein damaliger Chef Dr. Ulbricht und ich uns vorgenommen hatten, uns jetzt beide politisch zu betätigen. Wir wussten aber nicht genau, welcher Partei wir uns anschließen wollten. Er ist bei den Sozialdemokraten geblieben, bei der SDP. Ich bin weitergezogen und beim DA angekommen, wo es etwas chaotisch zuging. Das hat mir aber irgendwie gefallen. Ich habe gespürt, hier kannst du noch was bewirken.

Dieses gemeinsame Erlebnis mit Ulbricht war am 14. Dezember.

Das weiß ich nicht mehr auf den Tag genau. Ich habe eine relativ intensive Suche nach Parteien durchgeführt.

Waren Sie dann auch noch bei anderen Parteien?

Nein, beim Demokratischen Aufbruch bin ich hängen geblieben. »Demokratie Jetzt« war mir zu links und das Neue Forum passte mir organisationsmäßig überhaupt nicht.

Sind Sie denn erst beim Landesverband des DA gelandet?

Das weiß ich nicht. Vom Landesverband habe ich nie etwas mitbekommen.

Jedenfalls traten Sie in den Demokratischen Aufbruch wenige Tage später ein, nachdem Sie mit Herrn Ulbricht bei der SDP waren. Diese Frage ist wichtig.

Ich kann es Ihnen wirklich nicht mehr auf den Tag genau sagen. Das mag für Sie wichtig sein. Wir dagegen waren in den damaligen Umbruchtagen erfüllt von dem Gedanken, wir müssen jetzt irgendwas tun.

Herr Ulbricht sagte sinngemäß, Sie wären dann noch mal zu ihm gekommen und hätten ihn gefragt, was er von einem Engagement im DA hielte.

Ja, ich war etwas unglücklich darüber, dass wir uns auseinander entwickelt hatten. Wir haben aber dann beide festgestellt, dass wir doch jetzt gerade die Pluralität wollten. Ich war mir sicher, dass ich auf keinen Fall bei der SDP bleiben wollte.

Und warum? Da waren doch teilweise sehr vernünftige Leute!

Ja, da war etwa Angelika Barbe, aber zum Beispiel eines der Hauptthemen, die Kommunalpolitik, war nicht mein Metier. Dann haben sich alle, die von West-Berlin zur Unterstützung rübergekommen waren, mit »Du« angedredet. Ich wollte so etwas nicht. Es sind ja manchmal auch Stimmungssachen in solchen entscheidenden Augenblicken.

Als Sie in den DA eintraten, was haben Sie damals von Helmut Kohl gedacht? Und hätten Sie sich zum Zeitpunkt Ihres DA-Beitritts vorstellen können, eines Tages der Partei Helmut Kohls anzugehören?

Es kam ganz schnell die Frage der Bildung der »Allianz für Deutschland« auf, das war Anfang Februar 1990. In den Bundesvorstandssitzungen des Demokratischen Aufbruchs habe ich sehr gut die Auseinandersetzung verfolgt, die es zum Thema schnelle deutsche Einheit, Währungsunion, Soziale Marktwirtschaft gab. Ich war klar bei dem Flügel, der der CDU-West zuneigte. Mit der Bildung der Allianz für Deutschland Anfang Februar war ja auch vollkommen klar, dass man sich natürlich auch vorstellen konnte, später zur CDU-West zu gehören.

Einem Vorstandsprotokoll des DA ist aber zu entnehmen, dass Sie sich sehr früh für eine Zusammenarbeit des DA mit der Ost-CDU ausgesprochen hatten.

Ich war für die Allianz für Deutschland, bestehend aus DA, DSU und CDU, die bis zur Einheit im Oktober eben die Ost-CDU in der DDR war.

Stimmt, aber nach den Wahlen im März ging es ja um die Frage: Was wird aus dem DA?

Das war im August 1990. Aufgrund des Einigungsvertrages und nach westdeutschem Recht konnte nur eine Partei, nämlich eine CDU-Ost mit der CDU-West fusionieren. Der Hamburger Parteitag war dann am 1./2. Oktober 1990. Und dazu mussten wir die Vorbereitungen treffen. Das haben wir, glaube ich, Ende August gemacht, in jedem Fall im Sommer. Das war eine sehr komplizierte Situation, weil Teile des DA das nicht wollten. Ich aber habe mich vehement dafür eingesetzt.

Im August jedenfalls haben Sie sich, ausweislich der Protokolle, klarer als andere Ihrer Vorstandskollegen für ein Zusammengehen des DA mit der Ost-CDU ausgesprochen.

Richtig, weil für mich klar war, dass das als erster Schritt ein notwendiger Rechtsakt ist, um die deutsche Einheit auf Parteiebene vernünftig vollziehen zu können. Da die deutsche Einheit für mich aber sowieso in Blickweite war, habe ich mich nicht geistig mit der Ost-CDU fusioniert, sondern ich habe es von Beginn an als Vorbereitung für die Fusion mit der gesamtdeutschen CDU gesehen.

Wann traten Sie ganz persönlich denn dann in die CDU ein?

Am 1. Oktober 1990.

Es gibt dazu unterschiedliche Daten: Im Handbuch des Deutschen Bundestages steht aber, dass Sie erst im Dezember 1990 in die CDU eingetreten sind.

Das weiß ich nicht. Die Mitgliederdatei der CDU führt mich seit dem 1. Oktober 1990. Mitglied der gesamtdeutschen CDU bin ich somit seit dem Fusionsparteitag am 1./2. Oktober 1990.

Über einen solchen rechtlichen Automatismus bin ich mir gar nicht sicher.

Rechtlich kann ich das nicht bewerten, ich sage nur, wie es war.

Wer hat Sie als Stellvertretende Regierungssprecherin entdeckt?

Ich denke, das war Lothar de Maizière von der CDU. Und mit Thomas de Maizière hatte ich damals zwischendurch gesprochen, noch am Abend der Volkskammerwahl. Beide haben sich dann auch sicherlich mit Hans-Christian Maaß unterhalten, wo man Personal hernehmen kann. Und da ich Sprecherin vom DA war, war das für sie eine Option.

Sie behaupten, dass Sie am Vorabend der Volkskammerwahl bei der Wahlparty der CDU gewesen seien, was anders bestätigt ist. Sie wären gar nicht reingekommen.

Das hat mir heute der Journalist Detjen erzählt. Darüber will ich gar nicht streiten, aber ich erinnere mich, dass ich in dem »Ahornblatt« war, wo die CDU ihren Wahlsieg feierte. Ich bin dann wohl durch einen anderen Eingang gegangen. Nach meiner Erinnerung bin ich jedenfalls in diesen Raum reingekommen. Ich bin dann früher wieder weggegangen, als de Maizière in den Palast der Republik kam.

Wie war die Reaktion Ihres Elternhauses auf Ihren Eintritt in die CDU?
Tolerant.

Sie sind ja eine Familie, die plural ist.

Also tolerant, aber nie irgendwie himmelhoch jauchzend, man ging damals in Parteien, meine Mutter ging in die SPD, ich ging in die CDU und das war o. k.

Hat Ihr heutiger Mann Sie in diesem Schritt bestärkt?

Ja. Wir haben damals darüber gesprochen, für ihn war das unheimlich schön, jetzt Wissenschaft im wirklich umfassenden Sinne machen zu können. Aber wir waren uns darüber einig, dass es neuer Leute in der Politik bedurfte. Und er hat das damals auch sehr bewusst unterstützt. Einmal hat er auch sehr praktische Hilfe geleistet, nämlich an dem Tag, als der DA-Vorsitzende Schnur wenige Tage vor der Volkskammerwahl als Stasi-Spitzel enttarnt wurde. Da war ein Tohuwabohu im Haus der Demokratie, weshalb ich meinen Mann in der Akademie der Wissenschaften angerufen und ihn gebeten habe, mir bei der Presseerklärung zu helfen, weil er einen klaren Kopf hatte und Ruhe bewahrte. Er hat mir sehr geholfen.

Sind Sie Günther Krause heute noch dankbar, dass er Ihnen zur Bundestagskandidatur verholfen hat?

Ja, das bin ich.

Wer waren zur Zeit der Bundesministerin die Persönlichkeiten, die Ihnen in Bonn am meisten geholfen haben, Politik zu »erlernen«?

Helmut Kohl hat sich auf eine bestimmte Art und Weise immer sehr gekümmert. Ich habe dann sehr viel beobachtet. Mir hatte außerdem Hans-Christian Maaß zwei Leute empfohlen, von denen ich einen eingestellt habe, Peter Rösgen. Er wurde mein erster Büroleiter. Er hat mir praktisch alles erzählt von der Pike auf, wie man Akten führt und so weiter. Dann hat mir Willi Hausmann, der nach dem Tod von Herrn Chory mein beamteter Staatssekretär wurde, sehr geholfen. Auch Peter Hintze, mein Parlamentarischer Staatssekretär, hat mir sehr geholfen. Ich hatte dann auch einen guten Kontakt mit Rudolf Seiters, Wolfgang Schäuble – das waren alles Leute, die sehr aufmerksam waren, und wenn man Fragen hatte, mich auch sehr unterstützt haben.

Ihre Haltung in Sachen Paragraph 218 brachte Ihnen Respekt wegen Ihres Mutes zur abweichenden Haltung. Doch viele kritisierten Ihre Haltung als unklar. Würden Sie – heute repräsentieren Sie die Gesamtpartei – noch einmal so abstimmen wie seinerzeit?

Ich war damals sehr unglücklich, weil ich das Gesetz der SPD abgelehnt habe, aber selbst eine Vorstellung entwickelt hatte, die im Übrigen der heutigen Rechtslage, wie wir sie später eingebracht haben, sehr nahe gekommen war. Doch das, was wir in der ersten Form verabschiedet haben, entsprach nicht dem, was ich mir vorgestellt hatte. Insofern kann ich die Bewertung des Unklaren nicht nachvollziehen, weil ich eine sehr strikte Beratungslösung unterstützt habe, also weit entfernt war vom Gros der SPD, aber umgekehrt auch die Bestrafung für zu hart gehalten habe. Mich hat aber der Vorwurf, ich hätte keine klare Haltung, ohnehin nicht getroffen, denn ich hatte einen eigenen Gesetzentwurf in der Tasche.

Sie argumentieren, Sie hätten sich der Klage beim Bundesverfassungsgericht der 248 Bundestagsabgeordneten angeschlossen.

Habe ich auch.

Ich habe aber Ihren Namen auf der Klageschrift nicht gefunden.

Mag sein, weiß ich nicht mehr, unterstützt habe ich die Klage politisch immer.

Nein, Ihren Namen habe ich nicht gefunden.

Noch einmal: Das mag ja sein, ich weiß das nicht mehr, aber entscheidend ist etwas anderes: ich weiß noch, wie der Fraktionsvorsitzende Wolfgang Schäuble – weil ich ja damals so abgestimmt hatte – zu mir kam und fragte, ob ich etwas dagegen hätte, dass geklagt würde. Da habe ich geantwortet, dass ich das unterstützte. Politisch habe ich das voll unterstützt, weil ich der festen Überzeugung war, dass das, was die SPD wollte, verfassungswidrig war.

Was war während Ihrer Bundesministerzeit Ihr größter Erfolg und was war Ihre größte Enttäuschung?

Mein größter Erfolg waren mit Sicherheit die Umweltverhandlungen zum Kyoto-Protokoll und vorher zum Berliner Mandat. Die größte Enttäuschung war zum Schluss die Debatte um die Grenzwertüberschreitungen im Zusammenhang mit den Castor-Transporten.

Konnte das Gleichstellungsgesetz nicht auch als besonderer Erfolg Ihrer Ministertätigkeit angesehen werden?

In der Tat, aber mehr ein handwerklicher Erfolg, weil ich damit gelernt hatte: Wie bringe ich ein Gesetz durch? Der größte Erfolg in der Jugendministerzeit war aus meiner Sicht die Durchsetzung des Rechtsanspruchs auf einen Kindergartenplatz und der Aufbau einer freien Jugendhilfe in der DDR. Es hat mir großen Spaß gemacht, Verbände zu fördern.

Empfinden Sie Helmut Kohl gegenüber so etwas wie Dankbarkeit?

Ja, zunächst aber empfinde ich, dass ich sehr, sehr viel von Helmut Kohl gelernt habe. Ich habe ihn zum Beispiel sehr dafür bewundert, über welche Themen er immer nachgedacht hat, die oft gar nicht so im Fokus des tagespolitischen Geschehens standen, und zweitens: Er hat die unglaubliche Fähigkeit gehabt, einen, wenn man mal eine gute Phase hatte und so ein bisschen über den Wolken schwebte, immer wieder auf den Boden der Tatsachen zurückzubringen. Insofern bin ich unterm Strich dankbar dafür, dass ich in dem Kabinett einer solchen Persönlichkeit arbeiten konnte.

Und heute?

Heute bleibt genau diese Erfahrung im Vordergrund, und zwar trotz der Differenzen, die wir ja auch in der Spendenzeit hatten: Wenn man meinen FAZ-Artikel von 1999 liest, dann endet er ja damit, dass, je länger die Zeit vergeht, umso klarer Kohls Verdienste für alle erkennbar werden. Der Artikel war damals in einer von vielen vielleicht nicht erkannten, aber doch starken inneren Verbundenheit geschrieben, aber auch in der Überzeugung, eine notwendige Auseinandersetzung in einer Sache zu führen.

Warum hatten Sie Schäuble vom dem FAZ-Artikel nicht vorab informiert?

Ich bin davon ausgegangen, dass er den Artikel nicht für richtig hält.

Wie charakterisieren Sie Ihren Politikstil im Vergleich zum Politikstil eines Helmut Kohl?

Ich glaube, dass ich von meiner ganzen Ausbildung her eher das Problem hatte, mich manchmal in Details zu verlieren, nicht immer die großen Linien zu sehen. Das gelingt, je länger ich Politik mache, umso besser. Je generellere Aufgaben ich habe, umso weniger kann ich natürlich in jedes Detail einsteigen. Ich habe inzwischen das, was Helmut Kohl immer hatte, nämlich feste Freundschaftsverbindungen. Ich achte auch darauf, denn Vertrauen ist noch wichtiger als intellektuelle Brillanz. Ansonsten ist es für mich sehr schwer, meinen Politikstil mit dem Helmut Kohls zu vergleichen, weil ich Helmut Kohl erst in der zweiten Hälfte seiner Kanzlerzeit kennen gelernt habe. Ich glaube, dass heute der Politikstil durch die Handys, durch die moderne Kommunikation etwas direkter geworden ist. Und mir empfiehlt man, dass ich daran arbeiten muss, auch eine »Aura der Macht« zu entwickeln. Insofern gibt es Unterschiede zu Kohl. Aber ich sage auch, dass mein Leben – wir verbringen ja jeden Tag 15 Stunden mit der Politik – noch ein bisschen Spaß machen muss. Darauf achte ich auch.

Wir alle sind jetzt Gesamtdeutsche. Doch sind Sie mehr Ost- oder Westdeutsche? Wie viel DDR steckt in Ihnen noch?

Es ist meine Jugend gewesen, ich lebte in der DDR bis zum 35. Lebensjahr. Und wenn man sich meine prägenden Phasen anguckt, dann sind die natürlich unter den Bedingungen der DDR erfolgt. Ich habe mich immer auch mit der freiheitlichen Gesellschaft auseinandergesetzt und ich glaube, dass ich zu den gesamtdechtesten Menschen gehöre, die es gibt. Es gibt die Westdeutschen, die jetzt sehr viel Erfahrung mit dem Osten haben, es gibt die Ostdeutschen, die sehr viel Erfahrung mit dem Westen haben. Das ist aber in der Summe immer noch eine kleine Gruppe. Und insofern bin ich in der Jugend von der DDR geprägt, aber inzwischen bin ich in Gesamtdeutschland mit dem Herzen und im Verstand voll angekommen.

In einem Interview mit der ›Berliner Morgenpost‹ vom 12. Januar 2003 sprachen Sie über kulturelle Unterschiede zwischen Ost und West. Welche kulturellen Unterschiede sehen Sie?

Ich sehe folgende Unterschiede: In der DDR konnten Sie ganz schnell auffallen. Im Westen müssen Sie sich geradezu darum bemühen, sich von anderen zu unterscheiden. Sie müssen mit härteren Worten sprechen, größere Unterscheidungsmerkmale benennen. Und da bin ich natürlich erst mal von Haus aus eher von der leiseren Methode geprägt worden. Ich bin davon geprägt, schon sehr früh die Konsequenzen bestimmten Handelns zu überlegen, also sehr vom Ende her zu denken, was sich im Übrigen in der Politik nicht als der größte Fehler herausstellt. Zum Beispiel war es in der DDR gefährlich, etwas zuzusagen oder nicht zuzusagen oder zu sagen »das mach ich nicht«, ohne sich genau überlegt zu haben: machst du es wirklich nicht? Denn nichts hatte die Stasi und das ganze politische System mehr genutzt, als Menschen dabei zu ertappen, dass sie in einer Laune mutig etwas zugesagt haben, um dann anschließend einzuknicken. Und deshalb bin ich manchmal in einer Entscheidungsphase vorsichtig und sage noch nicht, wie ich es genau mache, was mir vielleicht auch als Schwäche ausgelegt wird; ich mache das aber lieber, um nicht etwas Falsches zu versprechen. Es gibt ja viele, die das Blaue vom Himmel versprechen und es nachher, in der Stunde der Not, wenn es darauf ankommt, nicht halten. Ich kann mir also die Stunde der Not, die Stunde der Entscheidung, relativ gut vorstellen und kann auch meine Kräfte relativ realistisch einschätzen.

Was ist Ihr persönlicher Lebensentwurf, Ihr Menschenbild, Ihre Philosophie von der Welt, in der wir leben?

Ich bin ein optimistischer Mensch. Ich glaube, dass durch Bildung Menschen zu neuem Verhalten zu bewegen sind. Und weil ich aber auch ein optimistischer Mensch bin, bin ich ein Mensch, der Vertrauen in die Zukunft, vielleicht auch so etwas wie ein Stück Gottvertrauen hat. Ich bin kein Haderer, kein Pessimist, der immer nur düstere Prognosen macht, sondern ich versuche eigentlich immer, den Weg und auch den Ausweg zu finden. Aus diesem Optimismus he-

raus glaube ich, dass Menschen im Grunde gerne Bindungen eingehen. Ich würde zum Beispiel nie davon ausgehen, dass alle, die geschieden sind, jetzt irgendwie daraus eine Philosophie machen, sondern würde es eher schlicht und einfach als ein Scheitern einer Beziehung sehen. Ich glaube, dass sich menschliches Geben auf gar keinen Fall auf Ökonomie reduzieren lässt, aber dass ökonomische Anreize eine politische Ordnung gestaltbarer machen. Ich glaube, dass die Diskussions- und Debattenkultur in unserer Gesellschaft nicht gut ist. Wenn ich über etwas nach der deutschen Einheit enttäuscht bin, dann darüber, dass in der Demokratie keine gute Debatte existiert, dass so vieles sofort mit dem Persönlichen vermischt wird, dass also die geistige Auseinandersetzung nicht in der Disputation geführt wird. Ich glaube, wir brauchen gerade in der Zeit der Globalisierung viel mehr davon, dass wir wirklich nach dem besten Weg suchen. Ich bin ein Mensch, der zutiefst davon überzeugt ist, dass menschliches Leben evolutionär geht, das heißt, dass wir uns immer verändern und verändern müssen. Ich finde Veränderungen nichts Schreckliches. Ich glaube, dass Deutschland auch aufgrund seiner geschichtlichen Erfahrungen heraus sehr, sehr gute Voraussetzungen hat, um in der Globalisierung seine Stärken zu zeigen. Ich bin im Grunde todunglücklich darüber, dass wir uns so schwer tun damit, dass wir nicht sehen, wo unsere Verbündeten stehen, dass wir etwas zu veränderungsscheu sind. Ich würde sehr, sehr gerne dazu beitragen, dass Deutschland ein Land wird, das nicht über und nicht unter anderen steht, sondern das sein Maß findet, ein guter Nachbar und ein guter Freund anderer Länder ist.

Das Interview führte der Autor.